

Heute hat sich dieses Schriftwort (an mir) erfüllt

Predigt 3. Sonntag im Jahreskreis C
Darmstadt St. Ludwig 24.1.2010

Meine Schwestern, meine Brüder,

mit dem jeweiligen Kirchenjahr ist eine Leseordnung verbunden, die sich im Dreijahresrhythmus wiederholt. Jedes dieser Lesejahre bringt uns eines der sogenannten synoptischen Evangelien zu Gehör. So entwickelte sich ein Markus-, ein Mattäus und ein Lukasjahr. Das derzeitige Lesejahr C präsentiert uns das Evangelium des Lukas.

Sie hörten ihn selbst im Vorwort zu seiner Schrift sein Anliegen beschreiben: schriftlich festzuhalten, was die Christen erster Generation, also die Augenzeugen überlieferten, was in der zweiten Generation erstmals aufgezeichnet und nun der Inkulturation in das Heute bedurfte. Das heißt in die griechisch-römische Welt des zu Ende gehenden 1. Jahrhunderts. Nur so hatte das Evangelium eine Chance wahrgenommen und verstanden zu werden. So schreibt Lukas als hellenistischer Christ der dritten Generation ein gepflegtes Griechisch, das man zur Zeit der Apostel und in nachapostolischer Zeit nicht nur in Kleinasien, sondern in Rom sprach, benutzt das literarische Stilmittel eines Vorwortes, mit dessen Hilfe man in der säkularen Literaturszene der Antike sein Werk einleitete und tritt als theologisch inspirierter Historiker auf, der für sich in Anspruch nimmt, den Quellen sorgfältig nachgegangen zu sein. Es gibt Anlass zu vermuten, dass das uns heute vorliegende Evangelium etwa um 80 n. Chr. in Rom entstanden ist.

Nun bleibt die Frage: Warum unterzog sich Lukas der Mühe einen weiteren Bericht anzufertigen, wo doch schon, wie er selbst schreibt, es vor ihm viele unternommen haben schriftlich festzuhalten, was Jesus tat und sagte? Ich vermute, dass er bei allem Respekt der zweiten christlichen Generation gegenüber der Auffassung war, dass es angesagt sei, die lückenhafte Überlieferung zu komplettieren und für die Zukunft zu sichern. Er glaubte offensichtlich den Defiziten begegnen zu müssen, die er in den bereits vorliegenden Evangelien und Quellensammlungen glaubte ausmachen zu können. So ergänzt er den bei Markus und in der ihm vorliegenden Quellensammlung Q fehlenden Bericht über das Herkommen und Heranwachsen Jesu mittels der sogenannten Kindheitsgeschichte. Angefangen von der Geburt Jesu, über die Darstellung des Kindes bis hin zur Predigt des Zwölfjährigen im Tempel. Weiterhin ist er um eine didaktisch-literarische Veranschaulichung der Lehre Jesu bemüht. Er nimmt die in der Antike angesagte Gattung der Gleichniserzählung auf und führt sie zu einer nie gekannten erzählerischen Dichte, Dramatik und Blüte. Denken Sie an die Allgemeingut gewordenen lukanischen Gleichnisse vom verlorenem Sohn, vom barmherzigen Samariter, vom Zöllner und Pharisäer im Tempel oder die meisterhafte Erzählung von den Jüngern, die mit dem unerkannten Auferstandenen von Jerusalem nach Emmaus unterwegs waren.

Während es ihm im „ersten Band“ (Apg 1,1) seines Doppelwerkes darum zu tun war „zu beschreiben, was Jesus tat und lehrte bis zu dem Tag, da er nach der Beauftragung der Apostel entrückt wurde“ (Apg, 1,1-2), dokumentierte er „im zweiten Band“ - der sogenannten „Apostelgeschichte“ - die apostolische Verbreitung der Taten und Worte Jesu. Es war ihm also daran gelegen, das Weiterwirken des Auferstandenen in seiner Kirche zu dokumentieren und selbst als Evangelium darzustellen.

Sein Evangelium gilt dem heilenden Christus, in dem sich der heilende Gott offenbare. Denken Sie an die von ihm berichtete „Heilung des Blinden von Jericho“, an die „Berufung des Zachäus“, die „Heilung des Besessenen von Gerasa“, die „Auferweckung der Tochter des Jairus und des Jüngling von Nains“, die „Heilung der Aussätzigen“. Nicht umsonst vermutete die Tradition Lukas sei ein griechischer Arzt gewesen, der in Jesus insbesondere den göttlichen Arzt gesehen habe. Dieser sei gewissermaßen der Heiland der Verlorenen: des verlorenen Sohnes, des verlorenen Zöllners, der verlorenen Schafe. Dem entspricht die Tatsache, dass Lukas in das Zentrum seines Evangelientextes das Herzstück seiner Gotteslehre platzierte: das Gleichnis vom barmherzigen Vater. So als wolle er sagen: „So ist Gott! Jenseits jeden Vorwurfes weitherzig in seiner Liebe zu den Verlorenen!“

2

Ein kleines Aperçu schlägt den Bogen zum Heute. Lukas benennt sowohl im Vorwort zu seinem Evangelium als auch zur „Apostelgeschichte“ einen konkreten Adressaten. Nämlich den „verehrten Theophilus“. Man darf nach heutigem Forschungsstand davon ausgehen, dass es sich bei Theophilus um eine hochgestellte Persönlichkeit, etwa einen zur Zeit der Abfassung des Buches amtierenden Stadtältesten von Antiochia, also einen gesellschaftlich relevanten Multiplikator gehandelt haben dürfte. Dennoch ist die zwar ahistorische, aber typologisch plausible Interpretation der Kirchenväter nicht außer Acht zu lassen. Die Väter waren grosso modo der Auffassung, dass Lukas mit Theophilus nicht eine bestimmte historische Person, sondern jeden „Theophilus“, zu deutsch jeden „Freund Gottes“ als Adressat seiner Schrift im Blick hatte. Hören Sie etwa Origenes: „Vielleicht meint jemand von euch, Lukas habe sein Evangelium für einen bestimmten „Theophilus“ geschrieben. Ihr alle jedoch, die ihr mich reden hört, seid ‚Theophiloī‘ / ‚Freunde Gottes‘, so dass das Wort an euch alle gerichtet ist.“ (In Lucam homiliae I 6)

Das Wort ist also an uns gerichtet. Es will ins Heute sprechen. Wie einst Lukas das Wort seinerzeit mittels der säkularen Sprache, mittels der literarischen Mode, mittels der epochalen Gattung der Gleichnisse verheutigte, will sich sein Wort heute verheutigen. Und damit sind wir beim Thema. Die auf uns gekommene Überlieferung verfehlt ihr Ziel, wenn nicht genau das geschieht, was Lukas weiter berichtet. Dass es sich nämlich „*heute* erfüllt“.

In einem Seminar meines einstigen Lehrers Karl Lehmann lernte ich den lutherischen Theologen Gerhard Ebeling kennen, der in seinem Werk „Evangelische Evangelienauslegung“ mit einer für mich damals erstaunlichen Lehre aufwartete. Er äußerte die Überzeugung, dass die Worte des Evangeliums erst dann wirklich Gottes Wort würden, wenn sie den Menschen in seiner unverwechselbaren Situation be-träfen und sich im Kontext seines Lebens erschließen. Wenn sie demgegenüber an ihm vorbeigingen, so dass er sie hörte nicht aber verstünde, also auf ihn kämen ohne ihn in dessen konkreter Situation angesprochen zu haben, wenn sie dieserweise an ihm abglitten blieben sie toter Buchstabe. Sie würden also erst Gottes Wort, indem sie den Hörer oder Leser in seiner unverwechselbar heutigen Situation trafen.

Nun ging es Lukas mit seiner zweibändigen Schrift ja gerade darum: nicht tote Asche, sondern eine lebendige Tradition zu begründen. Sein Text erreicht also erst und immer dann seinen Adressaten, wo der heute Lesende oder heute Hörende sich selbst und nicht

einen historisch untergegangenen oder gar ersonnenen Adressaten angesprochen wüsste. Also erst dann, wo nicht nur ein imaginärer verlorener Sohn, sondern ich mich in dem Verlorenen erkenne und von Gott vorbehaltlos angenommen fühle. Also erst dann, wo sich nicht irgendein imaginäres Opfer am Weg von Jerusalem nach Jericho von einem ebenso imaginären Samariter, sondern ich mich in meinen Verletzungen wahrgenommen weiß. Also erst dann, wo nicht nur zweien seiner Jünger auf dem Weg nach Emmaus, sondern mir unterwegs die Augen aufgehen. Etwa dann, wo nicht einem längst vergessenen Blinden, sondern mir die Augen geöffnet werden. Etwa dann, wenn nicht nur der verlorene Sohn, sondern ich mich als der, der ich bin und was ich auf dem Kerbholz habe, mit offenen Armen empfangen weiß. Etwa dann, wenn Christi lebensspendendes Wort nicht nur den Jüngling von Nain, sondern mich erreicht und zum Leben erweckt.

Es ist von entscheidender Bedeutung, ob das hier gelesene und von Lukas verfasste Evangelium über eine Distanz von nahezu 2000 Jahren bei uns ankommt und sich so als mehr als nur Literatur, nämlich als göttliches Wort erweist. Es hängt alles daran, dass es in der Lage ist, unser Leben zu deuten, Situationen unseres Lebens in Wort zu bringen und auf uns hin seine Relevanz zu erweisen.

Machen wir's konkret. Ich sag es gleich. Ich rede nicht doktrinär, sondern im Blick auf Situationen, die uns nicht nur an anderen, sondern inmitten unserer Familien begegnen und an denen das Evangelium seine Relevanz beweisen muss und beweist. Nehmen Sie das schon zitierte lukanische Zentralgleichnis vom verlorenen Sohn oder barmherzigen Vater. Ich darf den Inhalt voraussetzen.

Da ist eine Frau, die glaubt sich um ihrer selbst willen oder gar um ihrer Kinder willen sich von ihrem Mann trennen zu müssen. Es drängt sie nicht nur eigener Wege zu gehen. Sie droht in der Routine der Beziehung zu ersticken. Sie sieht ihre Kinder unter der Blockade leiden. Sie quält sich mit der Gewissensfrage, ob sie diesen Schritt wagen darf oder nicht. Sie erfährt die Situation als angstbesetzt. Sie hört Lukas vom Aus- und Aufbruch des Sohnes erzählen, dem der Vater den Erbteil auszahlt. Sie hört, dass er lebte, dass er aus sich herausging. Sie nimmt diese Passage der Erzählung als Ermutigung wahr, sich zunächst zu lösen, um ihr Vermögen: nämlich das, was sie ist und kann, „verschleudern“, also einsetzen zu können.

Da sind Jugendliche, die sich von ihrer Mutter oder ihrem Vater dominiert fühlen. Mancher Sohn, manche Tochter hat diese Perikope als Aufruf zur längst fälligen Lösung von den Eltern gelesen. Nicht ohne das drohende: „Du wirst schon sehen!“, das eine unzulässige Auslegungspraxis sogleich hinzufügte. Mancher Vater, manche Mutter mag sich in dem Vater erkennen, der dem Sohn das Erbe auszahlt und ihn seiner Wege gehen lässt. Mancher hat angesichts dieses lukanischen Gleichnisses begriffen, dass man Ziehende ziehen lassen muss. Sie müssen ihre Erfahrungen machen. Und wo sie scheitern sollte man ihnen unbedingt mit offenen Armen und ohne Vorwurf entgegenkommen. Vielleicht wünscht sich mancher zurückkommen zu dürfen. Aber eben als er selbst. Mit seinen bzw. mit ihrer Erfahrungen. Mit einem Lebenslauf, der den Eltern nicht gefällt, der aber eben ihrer ist und Respekt verdient. Das könnten Eltern von jenem Vater lernen, der dem gescheiterten Sohn den Ring der Würde ansteckt.

Da ist eine Frau, die sich tatsächlich von ihrem Mann trennte, die sich trennen musste, diesen Schritt tat, tun musste, um dem autoritären Gebaren ihres Mannes oder dem Phlegma, dem er erlag, entfliehen zu können. Sie bereut dennoch. Sie ist wie gefangen in ihrer Selbstverurteilung: „Wie konntest Du nur!“ So bleibt sie der traditionellen Auslegung der Perikope verhaftet. Sie findet im lukanischen Gleichnis ihre Reue zum Ausdruck gebracht. Darin dass der Sohn aufbricht und voller Reue zurückkehrt, erkennt sie ihren Weg. Sie kann und will nicht zurück zu ihrem Mann. Aber zu sich selbst. Und zu IHM. Sie hatte sich umfassend gelöst. Alles hinter sich gelassen. Alles verschleudert. Ihre religiöse Prägung abgestreift um nur frei zu sein. Sie tritt wieder in die Kirche ein. Bleibt aber Opfer ihrer Gewissensbisse. Sie hindern sie weiterzulesen. Ihr Gewissen verstellt ihr noch den Blick auf jenen Vater, der mit offenen Armen auf sie zukommen und ihr den Ring der Freude anstecken will. Wann wird sie diesen Teil des lukanischen

Gleichnisses nicht nur lesen, sondern sich von ihm berühren und erlösen lassen? Gottes Wort ist noch im Werden.

Da ist einer, für den Gerechtigkeit die oberste Maxime seines Lebens ist. Unerbittlich urteilt er über jede ungerechte Zuteilung von Gütern. Er liest den Schlussteil der lukanischen Parabel, erkennt sich in dem zweiten Sohn, der beim Vater geblieben war und dem Verlorenen das Fest neidet, das der Vater anlässlich seiner Rückkehr gibt. Er liest: „Mein Sohn! Du bist immer bei mir. Was mein ist, ist Dein. Dieser aber war verloren und ist wiedergefunden worden!“ Und fühlt sich urplötzlich angesprochen. Bin ich so? Wie hässlich! Noch kann er nicht anders. Aber das Wort beginnt zu wirken. Gottes Wort ist im Werden.

Da ist einer ausgezehrt von Hunger. Nicht nach Brot, sondern nach Liebe. Er sucht und findet nicht. Nichts ernährt ihn. Alles hat er versucht. Er hatte wie auch immer sich Liebe zu erkaufen versucht. Doch: Pleite! Nun nach dem Zusammenbruch gibt man ihm nicht einmal mehr die Futterschoten. Also das, was jedem armen Schwein zustünde. Man verachtet den einst gesellschaftlich geschätzten Gierhals. Er beginnt zu begreifen, dass Liebe, dass Wertschätzung und Anerkennung nicht käuflich sind und erfährt das gelesene Gleichnis als Ermutigung die Perspektive zu wechseln.

So oder ganz anders, auf jeweils unverwechselbare Weise kommt das einst von Lukas formulierte Gleichnis an. So – nämlich verheutigt, auf mein Heute hin gelesen - be-trifft es mich. So wird es Gottes Wort. Es ginge also darum das Buch des Evangelisten aufzuschlagen, darin zu lesen und nach einer inwendigen Lektüre sagen zu können: „Heute hat sich (an mir) das Schriftwort erfüllt!“

Ich wünsche Ihnen dass nicht nur das heilige Buch, sondern dass jedes Buch, das Sie als Sie selbst lesen, Sie be-trifft, indem es Ihnen ihr eigenes Leben erzählt, spiegelt und deutet. So wie es Marcel Proust beschrieb: „In Wirklichkeit ist jeder Leser“ – also auch der Leser, die Leserin des Evangeliums des Lukas -, wenn er liest, ein Leser seiner selbst.“